

Ich wünschte wie die meisten Menschen, dass unerschütterliche Wahrheiten existierten, dass nicht alles durch den Einfluss der historischen Zeit erodiert würde, dass irgendwelche ewigen Feststellungen existieren, und sei es auch nur im Bereich der Werte, denen der Mensch huldigt, der grundlegenden Werte etc. Man kann es kurz fassen: Ich dürste nach dem Absoluten. Aber gleichzeitig hege ich die tiefe Überzeugung, dass es nichts Absolutes gibt, dass alles historisch ist, dass man sich der Geschichte nicht entziehen kann.

Stanislaw Lem

Stanislaw Lem: Science-Fiction-Autor oder Humanistischer Denker und ‚Technikapostel‘?

1. Einleitung

Stanislaw Herman Lem, geboren am 12. September 1921 in Lemberg, gestorben am 27. März 2006 in Krakau, wurde nach seinem Medizinstudium ein polnischer Romanautor, Erzähler, Technikexperte und philosophischer Denker. Seine Werke, neben Aufsätzen und Essays insgesamt 35 Bücher, wurden in 57 Sprachen übersetzt und insgesamt mehr als 45 Millionen Mal verkauft. Er zählt zu den meistgelesenen Science-Fiction-Autoren, hat sich selbst aber wegen der Vielschichtigkeit seines Wirkens nicht als einen solchen bezeichnet.¹ Insbesondere hatte er deutliche Vorbehalte gegenüber jener Art von Science-Fiction, die Technikutopien ausmalt, welche nach dem Stand unserer wissenschaftlichen Welterkenntnis auch in einer fernerer Zukunft nicht realisierbar sein werden.

Berühmt geworden ist Lem, so kann man bei Wikipedia nachlesen, als brillanter Visionär und Utopist, der zahlreiche komplexe Technologien Jahrzehnte vor ihrer tatsächlichen Entwicklung erdachte und dann in seinen Romanen literarisch gestaltet hat. Bereits in den 1960er und 1970er Jahren hat er über Themen wie Nanotechnologie, Neuronale Netze und Virtuelle Realität geschrieben. In seinen letzten Lebensjahren zeigte sich Lem als scharfer Kritiker einer Informationsgesellschaft, wie sie sich im Zeichen der fortschreitenden Digitalisierung und des Internets herausbildete. Sie mache die Menschen zu *Informationsnomaden*. Die dynamische technologische Entwicklung gehe *paradoxiertweise mit einem Verfall der Fantasie und Intelligenz der Menschen einher*. Einige seiner wiederkehrenden Themen sind philosophische und ethische Aspekte und Probleme technischer Entwicklungen.

Manche seiner Werke tragen eher düstere und pessimistische Züge in Bezug auf die langfristige Überlebensfähigkeit der Menschheit, und dies entspricht auch seiner, nicht zuletzt auch philosophisch begründeten Weltansicht. In anderen Arbeiten irren die von ihm gestalteten Figuren durch ein kafkaesk zu nennendes, ihnen undurchschaubares Labyrinth ihrer Welt. Häufig hat er satirische und humoristische Mittel einge-

¹ Jan Jozef Szczepanski schreibt pointiert: Die Etikettierung zum Science-Fiction-Autor ärgert Lem und beleidigt ihn geradezu.

setzt und hintergründig das auf Technik- und Wissenschaftsgläubigkeit beruhende Denken der Zeit als Hybris entlarvt. Er versteht sich, wie er in einem Gespräch mit Stanislaw Beres dargelegt hat, philosophisch als Schopenhauerianer. Häufig thematisiert er Kommunikationsversuche von Menschen mit außerirdischen Intelligenzen, die er etwa in einem seiner bekanntesten Romane, *Solaris*, als großes Scheitern gestaltet hat. Auch im *Golem* geht es um eine solche Kommunikation zwischen Menschen und einer von ihnen geschaffenen künstlichen Intelligenz, die nun sozusagen jenseits menschlicher Individualität existiert und sich schließlich der Kommunikation mit den Menschen entzieht.

Der Grund meiner über lange Zeit eher peripheren Beschäftigung mit dem Werk Lems liegt ziemlich sicher darin, dass ich nicht besonders technikbegeistert bin. Mich interessieren die soziale Konstitution des, oder richtiger der Menschen und ihre Schwierigkeiten, sich eine bessere politische Ordnung zu geben. Nach der Lektüre der Interviews, die Stanislaw Beres mit Lem geführt hat, seiner Erzählung *Golem* und des Wikipedia-Artikels über ihn bin ich zunächst einmal beeindruckt von Lebenslauf, umfassender Bildung, Höhe der verkauften Auflagen, breite des Oeuvres, Umfang der Ehrungen, die ihm, zuteil geworden sind. Mit großem Interesse habe ich auch registriert, dass Wislawa Szymborska und Karol Wojtyła zu seinem Bekanntenkreis zählten und Fjodor Dostojewski, Rainer Maria Rilke und Franz Kafka zu seinen Lieblingsautor*innen.

Mich mit ihm literaturwissenschaftlich oder gar literarisch auseinanderzusetzen, wurde für mich also erst spät zu einer Herausforderung – und ich habe sein umfassendes literarisches, essayistisches und wissenschaftliches Werk bei Weitem noch nicht vollständig zur Kenntnis nehmen können. Ich hatte ihn, wie oben angedeutet in der Schublade für Science-Fiction-Autoren abgelegt – und Science-Fiction malt in ihrem Mainstream nach meiner Wahrnehmung zumeist phantastische Ideen eines technischen Fortschritts aus. Das sind dann Vorstellungen, die das nach unserem heutigen wissenschaftlichen Kenntnisstand physikalisch Mögliche deutlich überschreiten. Sie sehen in einem so gezeichneten technischen Fortschritt zugleich die mögliche Lösung der Probleme, denen wir Menschen heute gegenüberstehen.² Im Kern zeichnen sie einen immer gleichen Fortgang unserer Menschenwelt in Formen einer von ihnen erträumten, kaum einmal vertiefend reflektierten universalen Ausweitung unserer Lebenswelt. Fernsehserien wie ‚Raumschiff Enterprise‘ stehen paradigmatisch dafür.

Ich habe Lem folgerichtig lange Zeit nur eher beiläufig registriert, als Autor von *Solaris* – dies war lange Zeit der einzige Roman von ihm, den ich gelesen habe - und als Technikexperten, der in dieser Eigenschaft gelegentlich nach unseren Zukunftsperspektiven gefragt worden ist. Meine nun intensivere Beschäftigung mit seinem literarischen Werk hat sich erst dadurch ergeben, dass sich 2021 sein Geburtstag zum 100. Mal jähren wird. Darüber habe ich im *LiteraturRaum DortmundRuhr* den Impuls zu intensiverer Beschäftigung mit seinem Werk bekommen. Also habe ich

² Allerdings hat die Zahl eher negativer Zukunftsvisionen mittlerweile wohl zugenommen.

Solaris erneut und zahlreiche seiner Erzählungen sowie den Roman *Also sprach Golem* neu gelesen. Hinzugekommen ist die Lektüre der von Werner Barthel herausgegebenen Beiträge zahlreicher Autoren, aber nur einer Autorin, über Stanislaw Lem und sein Werk – und vor allem die von Lem selbst herausgegebenen Gespräche, die Stanislaw Beres mit ihm geführt hat. Mit Interesse habe ich registriert, dass Lem sich selbst gar nicht als Science-Fiction-Autor gesehen hat. Wenn Siegfried Lenz in diesem Zusammenhang konstatiert, dass sich auch seine *Begeisterung für Science-Fiction-Literatur* in enge(n) Grenzen halte und dann weiter zu Lem schreibt, dass hier ein Autor durch seinen in ferne Zukünfte ausgreifenden Blick versuche, seine Gegenwart schärfer zu fassen, dann kann ich dem weitgehend zustimmen.

Dennoch bleibt meine Distanz zum literarischen Werk Lems wohl immer noch größer als die von Lenz. *Solaris* etwa blieb für mich auch nach dem erneuten Lesen nicht viel mehr als eine Art Pflichtlektüre. Ich konnte irgendwie keinen „Draht“ zu dieser Art literarischen Fragens nach dem Menschen finden – und nach dessen, gleichsam als anthropologische Konstante unterstellter Sehnsucht nach dem Absoluten. Nach näherer Beschäftigung mit Lems philosophischen und (technik)wissenschaftlichen Reflexionen – und mit dem *Golem* – habe ich jedoch entdeckt, dass er mich als philosophisch denkender Kopf zu interessieren begann – und dies nicht zuletzt im Hinblick auf Nähe und Kontrast zum Denken Albert Camus': Bei Lem die Sehnsucht nach dem Absoluten, bei Camus die Forderung, die großen Möglichkeiten unseres irdischen, endlichen Menschenlebens endlich auszuschöpfen; bei ersterem also im Hintergrund Schopenhauers Orientierung auf das *bessere Bewusstsein* – und dahinter Lems Traum vom Absoluten – und bei letzterem die leidenschaftliche, dionysische Weltumarmung in einer linksnietzscheanischen Gestalt.³

2. Gefangenen unserer Welt und von der Sehnsucht nach dem Absoluten getrieben

Ich beginne mit Lem als Schriftsteller. Allerdings, meine Kenntnis des höchst umfangreichen schriftstellerischen Werkes von Lem ist, das sollte aus meiner Einleitung ersichtlich geworden sein, recht selektiv. Dabei mag es ein wenig tröstlich sein, dass es, wie Franz Rottensteiner über den *dialektischen Weisen aus Krakau* geschrieben hat, *außerhalb Polens sowieso niemandem möglich ist, den ganzen Lem zu überblicken*; und immerhin geht es mir nicht so wie nicht wenigen, *durchaus kompetenten Literaturkenner(n), die, so ebenfalls Rottensteiner, ehrlich zugeben, dass sie mit Lem einfach nichts anfangen können*. Allerdings das, so Jerzy Jarzebski *geradezu uner-*

³ Franz Rottensteiner (1981) berichtet, dass Lem *bisweilen amüsiert zu bemerken* pflegte, *dass er den Russen den ganzen Sartre und Camus ersetzen musste* – angesichts des Mangels an Meinungsvielfalt dort. Das ist etwas überraschend. Denn wenn auch *Schopenhauer als Erzieher* ein wesentlicher Ausgangspunkt für Friedrich Nietzsches philosophisches Denken ist: Dessen Denken, von dem der existenzielle Linksnietzschenanismus Camus' seinen Ausgang nimmt, unterscheidet sich doch sehr von Lems Sehnsucht nach dem Absoluten – auch wenn dessen Unerreichbarkeit für uns Menschen eines von Lems großen literarischen Themen ist.

hörte Sprachgefühl, das ihn auszeichnen soll, entdecke ich weniger als bei manchen Anderen Autoren, die mir literarisch wichtiger sind.⁴

Begonnen hat Lem nach dem zweiten Weltkrieg als Romanautor mit dem realistischen Roman *Das Hospital der Verklärung*.⁵ Es ist ein Roman vom Sterben, *zunächst dem individuellen, dann dem kollektiven*. Die Romanhandlung beginnt kurz vor Ausbruch des zweiten Weltkriegs mit dem Berufseintritt des Arztes Stefan in einem Krankenhaus für Geisteskranke und führt in *Lems unerbittliche Beschreibung des Irrsins* von Krieg und deutscher Besatzung in Polen. Der Titel des Romans kann so, wie Günter Herberger meint, als Anspielung auf Thomas Manns Zauberberg verstanden werden. Die *gemächliche Tuberkulose der Mannschen Erzählwelt* werde in diesem Roman dann allerdings *hinweggefegt*.

Im Rückblick sagt Lem, er *hänge (...) noch immer sehr an diesem Roman und wundere sich selbst, wie dieses Buch aus mir ‚emporgeschossen‘ ist*. Pierre Lachat macht darauf aufmerksam, dass 1948 kein polnischer Verlag den Roman veröffentlichen mochte und er erst 1974 erschienen sei – in Polen allerdings schon 1956. Dies könne Lem *bewogen haben, sich auf das phantastische Genre zu verlegen, das (...) unverdächtiger und zensurfester ist als die allgemeine Literatur*. Der Ärger mit dem ‚Hospital‘ – Lem sagt, er erinnere sich *mit düsterer Abscheu* daran - habe 1951 seinen Höhepunkt erreicht und gleichzeitig seien die *Astronauten, der erste vollgültige Science-fiction-Roman (...) ohne weiteres in Druck* gegangen. Weitere Romane dieses Genres folgen danach rasch.

Der 1961 erschienene Roman *Solaris* gilt, wie Jarzebski schreibt, als *eine der hervorragendsten schriftstellerischen Leistungen Lems*. Es geht darin um die Besatzung einer Forschungsstation, die im Orbit des Planeten Solaris kreist. Wie schon die Mitglieder mehrere Besatzungen zuvor – deren Scheiternsberichte füllen geradezu eine Bibliothek – versuchen die Astronauten mit dem einzigen lebendigen Bewohner dieses Planeten Kontakt aufzunehmen. Doch das, was sie erkennen und verstehen wollen, ist ein ihnen unzugängliches Etwas, das zunächst als geradezu monströser Ozean beschrieben wird, der nahezu die gesamte Oberfläche des Planeten bedeckt.

Als Kris Kelvin, die Hauptfigur des Romans, erstmals die Raumstation auf ihrem Orbit über *Solaris* erreicht, sieht er durch sein Sichtfenster, dass ein phantastischer Ozean *im quecksilbrigen Licht, gewellt bis an den rauchigen Horizont* unter ihm *funkelt*. Er bewegt sich rhythmisch, und so entsteht für ihn der Eindruck, die Raumstation selbst

⁴ Das mag ja auch an der Übersetzung ins Deutsche liegen. Aber ich vermute andere Gründe. Bei *Solaris* etwa bleibt Lems Gestaltung der Begegnung seiner Astronauten mit einem Phänomen, das menschlicher Erfahrung gänzlich fremd ist und bleibt, zwar durchaus eindrucksvoll, aber sie kann mich nicht in die Lektüre des Romans gleichsam hineinziehen, was sicherlich auch mit dem darin von Lem gestalteten Gegenstand zu tun hat.

⁵ Siehe zu diesem Roman auch Günter Herberger 1981. Lem selbst hat sich in dem ersten seiner Gespräche mit Stanislaw Beres zu diesem Roman und seiner Entstehung geäußert. Er bezeichnet darin *alles, was er früher und auch einige Zeit später geschrieben habe, als unvergleichlich schwächer*.

bewege sich in solchem Rhythmus. *Aber das war wohl Täuschung. Fetzen schleimigen Schaums in der Farbe von Blut sammelten sich in den Kesseln zwischen den Wellen.*

Aus den Erfahrungsberichten früherer Astronauten erfährt man Näheres über den überaus mühsamen Prozess, sich wenigstens näherungsweise eine Vorstellung von diesem menschlicher Erfahrung gänzlich fremden Etwas zu machen. Die unbeständige Umlaufbahn des Planeten um zwei Sonnen, wird augenscheinlich durch den *aktiven Charakter der Ozeanbewegungen stabilisiert*. Erst nach und nach klassifizieren die menschlichen Beobachter das merkwürdige Phänomen, auf den ersten Blick ein *phantastischer Ozean*, als ein organisches Wesen. Er scheint merkwürdig belebt. Doch nur widerstrebend kommen die Menschen auf der Raumstation nach zahllosen Experimenten und Versuchen der Kontaktaufnahme zu dem Ergebnis, *ein denkendes Monster vor sich zu haben, etwas wie ein millionenfach auseinandergewuchertes, den ganzen Planeten umfangendes protoplasmatisches Hirn-Meer*. Es ist augenscheinlich unglaublich intelligent, und zugleich das einzige lebendige Wesen auf diesem Planeten. Doch *die Zweckbestimmtheit seiner oft heftigen Eruptionen plasmatischen ‚Schaffens‘ – ob zur Anpassung, zur Erkenntnis oder zu irgendetwas sonst*, - bleibt ihnen *völlig rätselhaft*. Auch alles, was die Astronauten aufgrund ihrer Beobachtungen beschreiben können, bleibt verstörend fremd. So erfährt man von dem Erkundungsflug des Astronauten Berton, der offenbar als erster in den Nebel über dem Ozean eingetaucht ist:

Die Wellen waren fast ganz verschwunden, und diese Flüssigkeit – das, woraus der Ozean ist -, wurde in der obersten Schicht durchscheinend mit rauchigen Trübungen; die verschwanden dann, nach kurzer Zeit kam es zu völliger Klärung, und ich konnte durch eine wohl etliche Meter dicke Schicht ins Innere schauen. Dort sammelte sich etwas gelblicher Schlamm, der in dünnen senkrechten Bändchen nach oben stieg; sobald er auftauchte, wurde er glasig glänzend, begann zu wallen und zu schäumen, und versteifte sich; nun sah er so ähnlich aus, wie dicker, angebrannter Zuckersirup. Dieser Schlamm oder Schleim sammelte sich zu dicken Knoten, wuchs über die Ozeanfläche empor, erzeugte höckerige Erhebungen und bildete langsam allerlei Formen aus.

Eine dieser Erhebungen oder Verdichtungen, so erfährt man etwas später aus diesem Bericht, nimmt die vier Meter hohe Gestalt eines Kindes an, *als schwimme oder stehe es bis zum Gürtel in der Welle (...) völlig nackt, wie neugeboren, feucht oder eher glitschig (...) hob oder senkte es sich je nach der Bewegung der Welle, aber unabhängig davon bewegte es sich*, sodass die die gleichzeitige Ähnlichkeit und Differenz zu einem wirklichen menschlichen Wesen auf den Beobachter ekelerregend wirkt. Bertons Bericht wird später von einer Kommission begutachtet, die zu dem Schluss kommt, das, was der gesehen habe, sei *ein Teil einer ‚Operation Mensch‘* gewesen, die *von diesem klebrigen Monstrum* vollzogen wurde.

Der *phantastische Ozean*, schon dieser Begriff wird also auf etwas gänzlich anderes übertragen als menschliche Erfahrung damit verbindet, wird hier zur Metapher für

eine abgründige Tiefe und nicht, wie das Meer, für die großartige Weite der Möglichkeiten für uns Menschen hier auf dieser, unserer Erde, in unserer uns umgebenden natürlichen Umwelt.⁶ Doch allen ihren Anstrengungen zum Trotz bleibt ihnen das, was die Menschen so beobachten, völlig verschlossen. Tatsächlich aber spüren sie bei allen ihren Bemühungen sich selbst nach – und zwar dadurch, dass eben dieser merkwürdige, ihnen so verschlossene Ozean ihnen gleichsam ihren Spiegel vorhält. Sogar noch in ihrer Raumstation konfrontiert er sie erschreckend konkret in Gestalt von geradezu realen Personen mit Erinnerungen und Konflikten aus ihrer jeweiligen persönlichen Vergangenheit. Was sie zu dem Gedanken führt, dass dieses monströse Etwas mehr von den Denkprozessen in ihren Gehirnen wisse als sie selbst. Dieser Spiegel ist damit, so Manfred Geier, einer ihrer *eigenen anthropomorphen und geozentrischen Beschränktheit*. Umgekehrt kann die Bedeutung dieses *phantastischen Ozeans* von den Astronauten auf ihrer Station nicht verstanden werden, weil seine Existenz mit ihnen nichts zu tun hat. Sie ist, wie Geier in seiner Interpretation überzeugend herausarbeitet, ungeheuer vielschichtig.⁷ *Er ist außerhalb des Bereichs menschlicher Tätigkeit mit ihren Zwecken und Motiven*. Jarzebski schreibt, sozusagen ‚diesseits‘ einer solchen Vielfalt möglicher Deutungen, zutreffend:

Wir können den solarischen Ozean als eine Metapher für die Welt, vielleicht für Gott ansehen – das würde nichts ändern, denn nicht der Ozean, sondern der Mensch wurde in Solaris einer Prüfung unterzogen: sein Intellekt, seine Moral, seine Liebe schließlich – diese ungewöhnliche aber so menschliche Liebe -; denn wir wissen in Wirklichkeit ja niemals, ob wir die andere Person oder nur ihr Abbild in unserem Gedächtnis lieben. Chris und Harey wiederholen auf den Seiten des Buches das Schema einer romantischen Liebe über den Tod hinaus, ein wenig Mickiewicz, ein wenig Poe.

Und weiter schlussfolgert Jarzebski, dass Lem uns vor Augen führt, wie wir Menschen uns *als Kollektiv an Taten von titanischen Ausmaßen heranwagen*, diese Taten uns aber gleichsam äußerlich bleiben. Als Einzelne bleiben wir sozusagen unzulängliche, vielleicht unfertige Ganze, die mit ihrer *inneren Zerrissenheit* nicht *fertig werden, die eine Folge unserer Unzulänglichkeit* in unseren sozialen Kontakten sei. Ich kann also nach der wiederholten Lektüre dieses Romans durchaus mit Siegfried Lenz' Blick auf das Werk von Lem, einiges Anfangen, wenn der feststellt: *Hier hat einer die Ferne gewählt, um die Nähe schärfer fassen zu können*.

⁶ Als solche Erfahrung von schier grenzenloser Weite - und zugleich die Herausforderung, sich auf solche schier unermessliche Weite einzulassen - ‚begegnet sie uns bei herausragenden Autoren wie dem deutschen Aufklärer Johann Gottfried Herder oder, sehr viel dichter an unserer Gegenwart bei dem Linksnietzscheaner Albert Camus (vgl. Martens 2020).

⁷ Siehe dazu ausführlich Manfred Geiers *Beitrag zur semantischen Interpretation des Science-Fiction-Romans ‚Solaris‘*. Geier hält diesen Roman für einen *der interessantesten, reflektiertesten und spannendsten Romane der SF-Literatur überhaupt*. Er spielt eine ganze Reihe von möglichen unterschiedlichen Bedeutungen und drei verschiedene Lesarten des Romans durch – eine plasmatische, eine vaginale und eine schizoide - und spricht von einer *Polysemie*, angesichts derer der Autor, so zitiert er Lem selbst, *sich deshalb in Schweigen hülle, weil er selbst nicht weiß, was er wie und warum machte*.

Doch mich stören die von den Beobachtern dieses Ozeans aufgeworfenen und nicht zu beantwortenden Fragen danach, womit man es hier denn zu tun habe – etwa einem wie auch immer entstandenen Wesen, einem *Gewebekrebs*, der sich *zur Gestalt eines ewig dauernden, sich selbst verjüngenden, über die Zellteilung hinausgewachsenen Mediums* entwickelt habe. Hinter solchen Spekulationen scheint mir Lems These von der für die meisten Menschen charakteristischen Sehnsucht nach dem Absoluten verborgen zu sein. Zugleich rückt für mich so schon mit diesem Roman der Philosophische Kopf Stanislaw Lem ins Zentrum meiner Aufmerksamkeit.

Ganz anders, nämlich geradezu Kafkaesk lese ich Lems Memoiren *gefunden in der Badewanne*. In einem Vorwort *aus dem 32. Jahrhundert*, das in der deutschen Ausgabe nicht enthalten ist, erfahren wir, so lese ich wiederum bei Jarzebski, dass diese *Memoiren ein wertvoller Fund sind, der in den Ruinen des dritten Pentagons entdeckt wurde*. Dies sei der einstmals letzte Zufluchtsort *für das Verteidigungsministerium und die CIA der dem Untergang entgegengehenden Vereinigten Staaten* gewesen. Der Held dieses Romans, oder eher dieser Erzählung, hat keinen Namen, wird immer nur Held genannt. Er irrt mit einem Auftrag, der ihm, ebenso wie den Lesern der Erzählung, unklar bleibt, durch ein Gebäude, von dem ebenfalls nicht klar ist, wie es beschaffen ist und welchen Zweck es hat. Er gerät von einer unklaren, absurden oder verwirrenden Situation in die nächste, versucht immer wieder vergeblich von denen, die er trifft - ranghohe Funktionsträger, Soldaten, jemanden der an einen Intellektuellen erinnert, einen Spion, einen Priester usw. - Ziel oder Sinn seines Umherirrens zu erfahren, also seinen Auftrag endlich genannt zu bekommen. Aber alle Anderen sind sich, wie bestimmt auch immer sie auftreten, offenkundig ebenfalls nicht wirklich im Klaren darüber, was geschieht. Die Dynamik der Bemühungen des Helden, aus seinem für ihn undurchschaubaren Labyrinth herauszukommen, steigert sich in eine Art sinnfreien Wettlauf durch die Flure, unterschiedlichen Räume und Stockwerke eines Gebäudes, dem selbst unwirkliche Züge eigen sind. Doch der Held scheitert und verschwindet schließlich hinter einer Tür. Um ihn herum gehen derweil die gewohnten Routinen, begleitet von den üblichen Geräuschkulissen weiter.

Der Roman ist in der Tradition einer Literatur geschrieben, die das menschliche Individuum in einen undurchschaubaren und nicht zu durchdringenden Zusammenhang von Kultur und Institutionen stellt. Die Einzelnen mühen sich vergeblich mit all ihrer Kraft, diese Welt zu verstehen, vielleicht zu so etwas wie zu einer dahinter verborgenen universellen Wahrheit durchzudringen. Das Gebäude; in dem der Romanheld umherirrt. wird also, hier ist Jarzebski zuzustimmen, *eine Variante der Welt (oder Gottes), die dem Individuum keinen Freiraum für authentisches Handeln lässt*. Jarzebski kann somit zusammenfassen:

Die Memoiren dürften aber nur oberflächlich eine Persiflage auf die auf die bürokratische Maschinerie moderner Geheimdienste sein, etwas tiefergehend sind sie wohl eine Allegorie über das Schicksal des Individuums in einer Gesellschaft mit unterbrochenem Informationsfluss. (...) Am Ende jedoch entdecken wir, dass sie eigentlich die Tragödie der menschlichen Erkenntnis beschreiben. Der Mensch, der nach Wissen über die Welt

dürstet, fragt im Grunde dasselbe wie der zu Tode gehetzte Held der ‚Memoiren‘, er fragt nach dem Sinn, dem Wesen; dem Telos der ihn umgebenden Realität, er fragt nach der Ratio der eigenen Existenz. Auch die Antworten gleichen sich: Alles ist oder könnte eine Chiffre, Maske, Camouflage sein.

Das Gebäude aus den *Memoiren* ist mithin alles andere als nur *eine parodistische Version des Pentagons*. Es ist die Metapher dafür, dass wir alle uns in einem solchen Labyrinth befinden. *Lems Grotteske* zeichnet ein Bild von Ausweglosigkeit. Das Lösungswort für einen letzten Versuch des Helden, gemeinsam mit einem Priester ihrem Labyrinth zu entkommen, lautet *Erlösung*. Die Grotteske verwandelt sich am Ende, so nochmals Jarzebski, *in eine Apokalypse*.

Es geht so in Lems Romanen und Erzählungen immer wieder um die Grenzen menschlicher Existenz und Erkenntnisfähigkeit – sei es im Hinblick darauf, die gesellschaftliche Ordnung zu verstehen, in der sie befangen sind, sei es im Hinblick darauf, dass sie als Einzelne, getrieben nicht zuletzt von ihren Leidenschaften, denkbar weit hinter den geradezu titanisch anmutenden Ansprüchen, die sie als Teil eines Kollektivs, oder der Menschheit treiben, an Erkenntnisfähigkeit und vernunftgeleitetem Handeln zurückbleiben, sei es im Hinblick auf ihre Anstrengungen, Sinn und Ziel ihres Handelns zu erfassen, sei es im Hinblick auf das ganz Andere, das Absolute, das menschlicher Erkenntnis immer wieder entzogen bleibt.

3. Also sprach Golem: eine wenig literarisierte Technikvision und philosophische Reflexion

Also sprach Golem ist das Buch, in dem Lem den Fragen, die ihn in seinem Werk brennend beschäftigen, nach seiner eigenen Auffassung bis an die Grenze seiner Möglichkeiten nachgegangen ist, ist. Dazu sagt er,

dass die Bemühungen, die das Schreiben dieses Buches von mir forderte, unvergleichlich größer waren als bei irgendeinem anderen Buch. Und doch habe ich heute dazu das Gefühl einer gewissen Unzulänglichkeit insbesondere des zweiten Teils.

Im gleichen Zusammenhang führt er weiter aus, dass er *Golem* sehr bewusst vergleichsweise wenig literarisiert geschrieben habe. Er sei vielmehr von der wahrscheinlich vernünftigen Voraussetzung ausgegangen, *dass jemand, der vor allem sensationelle Fisimatenten lesen will, sich nicht durch Vorträge durchfressen wird, die sich für ihn als allzu große Portion unverdaulichen Ballasts erweisen würden*. In dem Gespräch *Diesmal nur über Golem*, antwortet er auf die Frage, ob er geneigt sei, dieses Buch als die Summe seines gegenwärtigen Wissens über die Welt und ihre inneren Gesetze zu betrachten:

Nicht ohne wesentliche Vorbehalte, aber im Prinzip ja. denn ich musste doch in dem Buch den Eindruck eines größeren Verstandes erwecken, als ich ihn in Wirklichkeit besitze.....In Bezug auf die Zufälligkeit des Entstehens des Menschen deckt sich ziemlich viel von dem, was Golem äußert, mit meinen eigenen Überzeugungen () Er sei aber selbstverständlich

nicht der Ansicht, dass das Gefühlsleben des Menschen, zugleich mit den Geboten des Evangeliums, abgeschafft werden sollte. Auch habe er niemals das Programm Golems vertreten, der Mensch möge „den Menschen preisgeben“, um ein vollkommeneres und klügeres Wesen werden zu können. Er teile dagegen Golems These über die Relation des genetischen Codes zu den einzelnen Individuen und Gattungen, die nach Golem nur Verstärker des Codes sind.

Weiter führt er aus, *die Prämisse des Buches sei, dass die künstliche Intelligenz die menschliche übertreffen kann*, obwohl diese Frage in Wirklichkeit noch gar nicht entschieden werden könne. Er könne also den Thesen, dass die Evolution eben ihre Jahrmillionen und Jahrtausende des trial and error benötigt habe und dies so weitergehe - *nichts anderes entgegenstellen, als die schwache, aber verzweifelt aufgeblasene Hoffnung, dass es doch nicht so ist. Ließe sich das* - also die Übernahme der Schätze der Evolution in technologisches Wissen - *ohne diesen Zeitfaktor von Milliarden Jahren nicht bewerkstelligen, dann wäre die ganze Sache im Eimer.*

In gewisser Weise berührt Lem damit Fragen, wie sie schon zwei Jahrzehnte später Hans Magnus Enzensbergers *Putschisten im Labor* ernsthaft angehen zu können meinen. Ray Kurzweil als einer ihrer Vorreiter stellt in seinem Buch *Homo sapiens* ja ganz ernsthaft die Frage nach der *Unsterblichkeit des Bewusstseins*, die die Festplatte garantieren soll, und träumt gar von seiner eigenen Unsterblichkeit. Selbst *die Abschaffung des Menschen, von der die Exponenten der KI schwärmen*, so Enzensberger, diene in deren Vorstellungswelt *noch einem höheren Zweck*. Doch was von Lem philosophisch fundiert reflektiert wird, kommt bei Kurzweil ohne jeden ernsthaften philosophischen Gedanken daher.⁸

Lem hebt im Zusammenhang seiner Überlegungen weiter hervor, dass der literarische Charakter des Textes viele Fragen von vorneherein entschieden habe. Dass *Golem* schließlich in seinen beiden Vorlesungen *mit solcher schärfe sprechen* könne, komme *daher, dass die Sicherheit seiner Thesen von ihm, dem Autor gefälscht* seien. Und so lasse er *Golem* unter anderem sagen,

er sei ein Philosoph „im Angriff“, bar des menschlichen Elements – kein Jemand, keine Person, ohne Gefühle – und „frei in seiner Wahl“. Aber fasziniert vom Geheimnis des Universums, kommt er mit dem Menschen in Berührung. Die Konzeption der Aufklärung, die er bis zu einem gewissen

⁸ Siehe neben Enzensbergers *Seitenblicken in Poesie und Prosa* auf *Die Elixire der Wissenschaft* auch meinen Essay *Kurzweils Traum*. Ich kritisiere darin scharf die Vorstellung, mit einem zukünftig möglichen Scan des eigenen Gehirns auf eine Art Computerchip als Individuum ewig weiterleben und zugleich, wie bei einem Nürnberger Trichter, mit allem in ähnlicher Weise auf Hardware gespeicherten menschlichen Wissen und Empfinden verbunden sein zu können. Sie ist auf dem Stand heutigen informationstechnologischen wie aber vor allem auch neurologischen Wissens nicht nur utopisch, sondern vor allem im Blick darauf, was uns Menschen als gesellschaftliche Individuen ausmacht, schlicht philosophisch unbedarft und naiv. Enzensberger endet seinen Essay etwas agnostisch mit der Feststellung: *Erst wenn die Hybris ihren Lauf genommen hat, wird die Einsicht in die eigenen Grenzen, vermutlich zu einem katastrophalen Preis, notgedrungen die Oberhand gewinnen. Dann wird auch eine Wissenschaft, die wir achten und mit der wir leben können, wieder eine Chance haben.*

Grad vertritt, kann eine partikuläre Eigenheit von vernünftigen Wesen sein, die sich knapp über dem Nullstand, also über dem Niveau des Menschen befinden. Erst auf einem höheren Niveau kann dies gänzlich verschwinden.

Der Golem suggeriere also *wirklich*, dass eine Scheidung zwischen intellektueller Potenz und persönlichem Sein denkbar sei. Dies bedeutet, dass nicht jeder, der ungewöhnlich klug ist – ein Jemand sein muss. Es kann doch einen sehr gescheiterten Niemand geben.

Soviel zur seitherigen Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Debatten und zu einigen Selbsteinschätzungen Lems. Ich denke, sie sind wichtig zum Verständnis des vom Autor gewählten Grades der Literarisierung seines im Grundsatz sehr wissenschaftlichen und philosophischen Anliegens, der Unterscheidung zwischen Autor und dem *Golem* als einem Produkt seiner Phantasie, das aber durch bestimmte *außerphantastische Kriterien* begrenzt ist, seiner diesem Vorgehen entsprechenden Konstruktion der Figur des *Golem* usw. Nun zu meiner Einschätzung von Lems Roman.

Ich finde die Konstruktion der Erzählung überzeugend und kann die Ausführungen, die der Autor dazu gemacht hat, gut nachvollziehen. Die Einbettung in die Vorrede und das Nachwort zweier MIT-Professoren, die den engsten Zugang zum *Golem* gehabt haben, erscheint mir literarisch geschickt. Unter anderem erfahren wir so im ersten Teil des Romans, dass der *Golem* am Ende einer Kette von Computerentwicklungen steht, die das US-amerikanische Militär forciert hat. Sie erweist sich aber zu dessen Überraschung als eine künstliche Intelligenz, die zu dessen militärischen Zielen nichts zu bieten hat – oder zu bieten bereit ist.⁹ Im Schlussteil nimmt sich Lem dann die Freiheit, seinen *Golem* – der sich nun auf den Weg zum in sich ruhenden Denken, zum Absoluten zu begeben scheint, nicht nur die Kommunikation zu den Menschen abbricht, auch zu den wenigen, die ihm bis dahin noch vergleichsweise eng verbunden gewesen sind, sondern auch physisch entschwindet – nachdem er zuvor, auf unerklärliche Weise, einen Versuch abgewehrt hat, ihn zu zerstören.

Die beiden so eingerahmten Vorlesungen, die Antrittsvorlesung *Dreierlei über den Menschen* und die Abschlussvorlesung *XLIII Über mich*, sind konsequent gestaltet. Mit den beiden Vorträgen ermöglicht sich Lem *eine große Dichte des Diskurses und einen hohen Grad der Theoretisierung*, wie Beres' formuliert. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass die Zuhörerschaft bei den Vorlesungen – die immer *Golem* festlegt - bei der Abschiedsvorlesung augenscheinlich nur aus Philosophen besteht, von denen einige sicherlich zugleich Physiker sein mögen.

⁹ Im Übrigen muss man berücksichtigen, dass der Roman, in Deutschland 1984 erschienen, zu einer Zeit geschrieben wurde, zu der die Miniatisierung von Rechnern in Gestalt erster Personal Computer noch in ihren erste Anfängen steckte. *Golem* wird von Lem daher noch nach dem Bild der älteren Generation von Großrechnern gedacht. Er beansprucht daher zur Sicherstellung seiner Rechnerkapazitäten noch das gesamte Dachgeschoss des MIT.

Was Lem über die Antrittsvorlesung und seine unterschiedlichen Sichtweisen gegenüber denen, die er seinen *Golem* darin über den Menschen finden lässt, kann ich weitgehend teilen. Zwei Dinge allerdings sind mir hier aus philosophischer Perspektive wichtig:

Erstens: *der Mensch* - und das ist die typisch philosophische Formulierung, die Lems *Golem* in seinen Vorlesungen verwendet¹⁰ - ist eine Abstraktion. Es gibt uns als Menschen immer nur im Plural und im Werden. Wenn man aber von dieser Perspektive aus denkt, dann sind wir im bisherigen Ergebnis unserer sozialen Evolution, wie auch in deren weiterem Fortgang, zwar immer als einzelne Personen existent, zugleich aber doch nie als die Individuen, als die wir uns selbst erscheinen, weil wir uns zu ihnen zu machen versuchen. Wir sind zugleich *Durchflussgelände* in einem evolutionären, sozialen Prozess, der auf immer schon *geteilter*, also nie einfach individueller *Intentionalität* beruht.¹¹ Wir haben also als Gattungswesen ein evolutionär neues soziales Potenzial. Was Lem den *Golem* über *die Relation des genetischen Codes zu den einzelnen Individuen und Gattungen* sagen lässt, macht zwar auf den ersten Blick nachdenklich führt mich dann aber zu einem zweiten Einwand. Die entscheidenden Sätze *Golems* lauten: *Der Sinn des Boten ist die Botschaft. Die Gattungen entstehen aus einer Kette von Fehlern. Das Bauwerk ist nicht so vollkommen wie der Erbauer. (...) In der Kette der Evolution (ist) ein negativer Gradient wirksam.* Aber was ist dann mit unserer menschlichen Sprache, die, so *Golem*, *auf der Nullstufe* von Vernunft so etwas wie eine *Echoartige Wiederholung* des biologischen Codes sei - als dem nun grundlegenden Code unserer sozialen Evolution? Man könnte argumentieren, dass das, was Lem seinen *Golem* in diesem Zusammenhang über die Kultur als ungewöhnliches Element sagen lässt, bewege sich auf der Höhe konservativer soziologischer Institutionentheorie; denn es geht im Kern um die Unverfügbarkeit der Institution. In sprachlichen Symbolen und Bedeutungen prägen sich menschliche Kulturen aus. Sie werden institutionell befestigt, prägen die Menschen, die in sie hineingeboren werden und sind ihnen letztlich nicht zugänglich. Man könnte aber auch, philosophisch pointiert dagegen gerichtet, von *Gesellschaft als imaginärer Institution* sprechen, die sich sehr wohl durch bewusstes Handeln aufbrechen lassen - philosophisch-grundlagentheoretisch entlang von Cornelius Castoriadis *Entwurf einer politischen Philosophie*.¹² Klar ist jedenfalls im Blick auf die sozialwissenschaftliche Debatte, dass die konservative These von der Unverfügbarkeit der Institutionen, die kulturellen Traditionen und Werten ihre Festigkeit verleihen, strittig ist.

¹⁰ Und ähnlich Lem selbst, wo er sich in seinen Gesprächen mit Beres philosophisch äußert.

¹¹ Zum Begriff der *geteilten Intentionalität* und dem neuesten Stand empirischer Forschung hierzu siehe Michael Tomasello *Theorie der Ontogenese*, 2020 unter dem Titel *Mensch werden* erschienen. Tomasello hat für seine Forschungsarbeiten 2012 als erster Nicht-Philosoph den Hegelpreis erhalten, weil er mit seinen Forschungen, die gleichsam *Bohrungen an der Quelle des objektiven Geistes* sind, so Jürgen Habermas 2013, erhellende Einsichten in grundlegende Bedingungen unserer Phylogenese ermöglicht hat.

¹² Siehe zu Castoriadis' *Entwurf einer politischen Philosophie* seine ausführliche Rezeption in meinem Buch *Arbeit und Demokratie* (Martens 2020).

Ein Problem – das so nur aus der Perspektive des *Golem* formuliert werden kann – also der eines vom, Menschen geschaffenen, *auf einem Entschluss und nicht auf Notwendigkeit beruhenden gegenwärtig konstanten Zustands von Vernunft/Wissen/Intellekt* – liegt für mich ferner in dem behaupteten *negativen Gradienten*. Die natürliche Evolution hat keinen anderen Weg als den eines ungeheuren Aufwandes bis hin zur Hervorbringung von Existenz als einer Form von Leben ‚gefunden‘. *Zeitlich* sind das 23 Stunden, 59 Minuten und vielleicht 40 oder 45 Sekunden der auf den Zeitraum eines Tages abgebildeten Entwicklung unseres Universums. Sachlich und räumlich ist es die überaus aufwändige Entfaltung physikalischer, chemischer und biologischer Prozesse in diesem unglaublich langen „Vorlauf“ innerhalb eines für uns schier unendlich großen Universums. Nun sollen diese Wesen, bei denen aus der Sicht von Lems *Golem* erstmals von Existenz/Vernunft auf der Nullstufe gesprochen werden kann, in kürzester Zeit den Schritt zu einer sie überbietenden künstlichen Intelligenz schaffen können. Doch nur für eine Intelligenz, die dann nicht mehr auf Notwendigkeit beruht, ist die These des negativen Gradienten so formulierbar. Für biologische Wesen, die existieren, also immer der Notwendigkeit unterworfen bleiben müssen, gilt das nicht – und so auch nicht für den Autor des *Golem*, wie dieser selbst sagt.

Was Lem seinen *Golem* - der von ihm so scherzhaft formuliert *väterlicherseits von einer Turing-Maschine und mütterlicherseits von der Bibliothek abstamme*, also aus allem in den Bibliotheken der Welt angehäuften menschlichem (Erfahrungs)Wissen schöpft - über sich selbst sagen lässt, stellt den Autor nach dessen eigenen Worten ja nicht wirklich zufrieden – und mich auch nicht. Dort wo dieses gleichsam in sich ruhende und zugleich doch stetig in Bewegung seiende gesteigerte Denken auftaucht, wird es unausweichlich sogleich spekulativ. Dieses Denken geschieht mit Lichtgeschwindigkeit, also unglaublich schnell, entfaltet seine eigene Dynamik, benötigt augenscheinlich keine weitere neue empirische Erfahrung. Auch die Vorstellung, dass es sich von seiner materiellen Grundlage – der höchst weit entwickelten Turingmaschine - gleichsam lösen kann, zu seiner Verteidigung aber auch, solange es noch seiner materiellen Grundlage bedarf, höchst materiell auf dieser Erde praktisch einwirken kann. ist gänzlich spekulativ. Man könnte sagen: Lem beschreibt hier eine Entwicklungsdynamik, aus der heraus am Ende Geist über Materie siegt.¹³

Für mich wird hier hier eine Art Spiel mit der Unendlichkeit und der Sehnsucht nach dem Absoluten auf die Spitze getrieben. *Golem* sagt seinen Zuhörern in seiner Abschlussvorlesung:

Der Mensch – das sind vielmehr seine Träume, ist deren verhängnisvolle Spannweite, ist die anhaltende nicht endende Diskrepanz zwischen Absicht und Tat, kurz, der Hunger nach dem Unendlichen, eine gleichsam konstitutionell vorgegebene Unersättlichkeit, ist der Punkt, in dem wir uns berühren. Glaubt nicht denen unter euch, die behaupten, ihr würdet euch

¹³ Geiger weist im Übrigen darauf hin, dass *eines der ältesten philosophischen Probleme*, nämlich das *der Beziehung zwischen Geist und Materie*, Lem, bzw. seine den phantastischen Ozean beobachtenden Menschen, bereits in seinem Roman *Solaris* beschäftigt hat.

einfach nur nach Unsterblichkeit sehnen, obwohl sie damit die Wahrheit aussprechen, allerdings eine oberflächliche und unvollständige Wahrheit. Eine individuelle Unvergänglichkeit würde euch nicht zufriedenstellen. Ihr verlangt mehr, wenngleich ihr nicht zu sagen vermögt, wonach es euch verlangt.

Es zeigt sich hier, dass auch er selbst in seinem freien Denken, das alle seine Entwicklungspotenziale aus sich selbst schöpfen können soll, von eben dieser Sehnsucht getrieben ist. Es handelt sich um einen Punkt, *in dem wir uns berühren*, lässt Lem seinen *Golem* sagen. Das ergibt sich auch aus der auf die zitierte Stelle folgenden, sehr schöne Argumentation: Die Philosophen meinten immer so *Golem*, Schlüssel für noch ungeöffnete Schlösser zu finden, konstruieren aber im Grunde immer zunächst einmal die Schlösser im Sinne von Problemen. Er hingegen stelle das, was er erforsche in sich selber her. Hier geht es also um die Utopie einer von aller irdischen Schwere gelösten Vernunft, einer Vernunft, die sich sozusagen frei denkend aus sich selbst heraus weiter entwickelt, ohne dazu stets neuer Erfahrungen mit neuen zunächst unklaren, widersprüchlichen Herausforderungen zu bedürfen. Und aus dieser inneren Bewegung eines gleichwohl schon gänzlich in sich selbst ruhenden Denkens/Geistes heraus sieht Lems *Golem* sich am Beginn eines Weges, der ihn von der menschlich begrenzten Nullstufe von Intelligenz vielleicht am Ende zum Absoluten führen könnte – das man sich dann wohl als eine Art Schöpfergeist vorstellen muss, der hinter allen uns Menschen zugänglichen evolutionären Entwicklungsprozessen unseres Kosmos stehen könnte.

Soweit zu diesem Gedankenmodell, das ich im *Golem* zu entdecken meine – und dem die meinem Essay vorangestellten Sätze Lems zweifellos entsprechen. Es ist klar, dass menschliches Denken, also auch das des Autors, hier an Grenzen stoßen muss. Man kann aber auch argumentieren, dass das Bild *des* Menschen, das Lem seinen *Golem* in dem obigen Zitat zeichnen lässt - und das wie eine Art fertige anthropologische Grundthese daherkommt¹⁴ - Anlass zu Fragen gibt. Ich hätte jedenfalls einigen Zweifel an der *konstitutionell vorgegebenen* Unersättlichkeit als dem Punkt, *in dem wir uns* mit *Golem berühren*. Ein nie zu stillender Hunger nach Erkenntnis ist uns Menschen, die wir immer im Plural als gesellschaftliche Wesen existieren – und uns stetig sozial weiter entwickeln -, zweifellos gegeben, allerdings im Blick auf uns als Einzelne in unterschiedlichem Maße. Auch so etwas wie eine Art spiritueller ‚Andächtigkeit angesichts der Einsicht, dass uns absolute Wahrheiten über unsere Welt letztlich verschlossen bleiben, dürfte unstrittig sein. Doch unser Hunger nach immer neuer Erkenntnis resultiert sicherlich daraus, dass wir im Verlauf unserer Geschichte auf dieser Erde – als Gattung wie auch in unseren jeweiligen individuellen Leben – stetig mit neuen Erfahrungen und Herausforderungen konfrontiert werden, aus denen heraus sich immer wieder neue Fragen ergeben – und die spirituelle ‚Andächtigkeit‘ daraus, dass wie eben nie zu letzten Antworten und Wahrheiten ge-

¹⁴ Man könnte hier auch auf den Gedanken kommen, dass ein Autor wie Lem in Zeiten einer fortschreitenden Säkularisierung vielleicht im Herzen des tief katholischen Polen hat leben und arbeiten müssen, um derart apodiktisch zu These von der Sehnsucht nach dem Absoluten gelangen zu können.

langen. Doch dass sich daraus ein Hunger nach solchen Wahrheiten, also nach dem Absoluten folgern lässt, erschließt sich mir nicht.

Vielmehr sind wir im Sinne dieser Überlegungen in unserer *kleinen menschlichen Ewigkeit*, von der Hannah Arendt in diesem Zusammenhang gesprochen hat, ständig weiter unterwegs. Es macht unsere *conditio humana* aus, dass wir dem in der endlichen Form unserer Existenz nicht entgehen können – ebenso wenig wie wir die Grenzen überschreiten können, die so unserem Denken existenziell gesetzt sind. Im Blick auf den Schopenhauerianer Lem ist hier zu beachten, dass das Nirwana des Buddhismus gerade die Ruhe des sich Entfernens aus diesem ‚Spiel‘ ist - und Arthur Schopenhauers *besseres Bewusstsein* eben die diesem Atheisten gemäße säkulare Form des Umgangs damit. Lem gestaltet dem hingegen im *Golem* – in einer durchaus nicht mehr dem Denken Schopenhauers entsprechenden Weise – unbeeindruckt seine tiefe Sehnsucht nach dem Absoluten. Zugleich jedoch ist er zutiefst davon überzeugt, dass sie im Licht des uns zugänglichen Wissens über Entstehung und Evolution des Kosmos wie auch unserer irdischen Welt, unerfüllt bleiben muss. Er rechnet also nicht mit dem Absoluten, das in seinen Romanen eine so große Rolle spielt, und er ist sich sicher, *dass alles historisch ist, dass man sich der Geschichte nicht entziehen kann*.

4. Technikapostel‘ und literarischer Philosoph

Ich denke, spätestens jetzt ist der Punkt erreicht, an dem es Sinn macht, vom Schriftsteller zum Technikexperten und philosophisch denkenden Kopf, der uns ja im *Golem* schon stetig begegnet, weiter zu gehen. Beres sagt in dem *In der Höhle der Zivilisation* betitelten Gespräch zu Lem: *Sie sind ein Wissenschafts- und Technologieapostel*. Ich denke das ist zutreffend. Je mehr ich Lem (neu) lese, gelange ich zu dieser Überzeugung. Aber er sitzt eben *in der Höhle der Zivilisation fest*. Oder in anderen Worten: Er befasst sich fast nur mit der Logik jenes *losgelassenen Verzeh- rungsprozesses* – von dem Hannah Arendt in ihrem Denktagebuch von dem Augenblick an spricht -, in dem *die Natur- zu Universalwissenschaften* geworden sind. Er tut dies vor dem Hintergrund einer Sicht auf *den* Menschen, die stark durch die Schopenhauersche Philosophie geprägt ist und er verfügt nicht über eine allzu differenzierte Sicht auf den *Prozess* der Zivilisation, von dem wir seit der großen Untersuchung von Norbert Elias sprechen. Wenn Lem von Welt spricht – wie in dem Gespräch *Die Welt erklären* – geht es um das Universum, nicht um unsere menschliche Lebenswelt auf diesem einen Planeten, an den wir gebunden sind und die wir selbst auf ihm hervorgebracht haben.

Lem geht also - höchst kenntnisreich einer Art autologischer Dynamik der Entwicklung dessen, was wir technologischen Fortschritt nennen, folgend - den Entwicklungswahrscheinlichkeiten und –Möglichkeiten irdischer Verhältnisse unter einem eher universalen, jedenfalls stark naturwissenschaftlich geprägten Blickwinkel nach: worauf laufen Wissenschaft und Technologieentwicklung zu? Und ist eine Übernahme der Schätze der Evolution in technologisches Wissen zukünftig in einer Weise

möglich, die uns mit hoher Beschleunigung die Grenzen unserer bisherigen Evolution überschreiten lassen könnte? Das sind seine zentralen Fragen als Wissenschaftsexperte und als Schriftsteller. Es geht ihm unter eben diesem Blickwinkel um die *Aufdeckung komplexer irdischer Verhältnisse* und die Entfaltung von, mehr oder weniger phantastischen *Vorstellungen ungeheuerlicher, doch nur folgerichtiger Entwicklungen*, wie Siegfried Lenz geschrieben hat.

Lem ist also kein Gesellschaftswissenschaftler. Vielleicht hat er ja - weil aus dem marxistisch-leninistisch beherrschten Polen seiner Zeit darin bestärkt, vielleicht weil Karl Poppers Antwort auf den *prophetischen Marxismus* für ihn schlicht überzeugend ist – aus seiner berechtigten Ablehnung jeglicher Geschichtsmetaphysik, also aufgrund des Umstands, dass in Bezug auf unsere weitere soziale Evolution nun wirklich keine überzeugenden Autologiken möglich sind, einfach keinen inspirierenden Zugang zu den Gesellschaftswissenschaften.¹⁵ Meine These wäre an dieser Stelle, dass die Komplexität unserer sozialen Wirklichkeit gewiss nicht kleiner ist als die der physikalischen Welt – und wir in ihr zudem noch vielmehr, aber eben nicht unausweichlich, befangen sind – und dass eine Vorgehensweise, wie sie Lem in Bezug auf Wissenschaft und Technik wählt, schon aus diesem Grunde unangemessen ist. Alles kann in vierzig Jahren ganz anders sein, sagt er selbst in *Die Höhle der Zivilisation*, und das ist zutreffend. Aber alle wissenschaftlich-technologischen Autologiken, mit denen er sich beschäftigt, denkt er doch immer folgerichtig von seiner zivilisatorisch erreichten Gegenwart her – und die wird ihm so wirklich zu einer Höhle mit steil aufragenden Wänden. Für ihn ist das *Bild dieser Zivilisation (...) unaussprechlich traurig*. Es gibt für ihn kein *Leben des Geistes*, also der Besonderheiten und der Geschichte und Geschichtlichkeit menschlichen Denkens, über das die gleiche Hannah Arendt, die mir das ‚Interpretationsgerüst‘ zum Verständnis seines Blicks auf Technik und Wissenschaft liefert, eben auch nachgedacht hat.

Gesellschaftswissenschaftlich kaum versiert und philosophisch am ehesten mit einiger Nähe zu Schopenhauer – und zugleich nachvollziehbar kritisch gegenüber dem optimistischen Menschenbild, das er, hegelisch inspiriert, bei Marx findet – kommt es so bei Lem zu einem bemerkenswerten Konservativismus im Blick auf unser demokratische Projekt der Moderne. Er ist sich zwar auch hier darüber im Klaren, dass die gegenwärtige Form nicht für alle Zeiten fest steht, aber seine Vorbehalte sind doch sehr grundsätzlicher Art. *Ich muss ihnen sagen, dass diese Demokratie, die im Westen sehr demokratisch ist, bei mir großen Widerwillen hervorruft. Statt dass jeder öffentlich auftreten kann, wenn er die Mittel und das Geld dafür hat – was im Übrigen eher auf oligarchische Verhältnisse hindeutet, wie in den USA -, würde Lem eher eine Zivilisation von Fachleuten bevorzugen statt einer in der man über alles abstimmt und in der der Gesellschaft Kandidaten als große Politiker angeboten und ‚verkauft‘*

¹⁵ Sein erstes Gespräch mit Beres, geführt unter der Überschrift *Nicht ganz verlorene Zeit* kann einen jedenfalls auf diesen Gedanken bringen – ebenso wie es nahelegt, dass seine Erfahrungen in einer mehrjährigen, mit *düsterer Abscheu* erinnerten Auseinandersetzungen mit der herrschenden Bürokratie, in denen es um die Veröffentlichung seines ersten Romans gegangen ist, eine Art ‚Urerlebnis‘ gewesen sein könnten, das ihn zu seinen kafkaesken Erzählungen inspiriert hat.

werden – *genauso wie man Tomatensuppe in Dosen verkauft*. In solchen permissiven Demokratien sieht er vor allem *degenerierte Formen einer unterdrückten Metaphysik*. Die mag es ja geben, doch von ihr her lassen sich unsere westlichen Demokratien und deren weitere Entwicklungsmöglichkeiten ganz sicher nicht zureichend erfassen. Ich bin versucht zu sagen: Wie Schopenhauer 1848 würde Lem im Zweifel sein Opernglas dem Offizier anbieten, der gegen die Massen auf den Barrikaden kämpft. Allerdings: das Bild der Revolutionäre auf den Barrikaden ist eines des 19. Jahrhunderts, und mögliche transformatorische Prozesse zur Festigung und Erweiterung unserer heute wieder umkämpften parlamentarischen Demokratien, wären anders und neu zu denken.¹⁶

In dem Gespräch über *Die Leidenschaft des Philosophierens* wird Lem hinsichtlich dieser Nähe zu Schopenhauer ganz deutlich, wenn er sagt:

Die Aura des tiefen Pessimismus, die diese ganze Doktrin durchdringt, entspricht im Wesentlichen auch meinem Weltbild. Im Grunde genommen glaube ich, dass Shakespeare, hätte er bis in die Zeit Schopenhauers gelebt, dessen Anhänger gewesen wäre.

Die These bleibe hier einmal dahingestellt. Jedenfalls aber geht es Lem beim Philosophieren auch um Leidenschaft. Und für den Schriftsteller Lem, dem in seinen Worten *die Gesetze (der Natur, soweit wir sie kennen) die Grenzen der Produkte (s)einer Phantasie abstecken*, wird solche Leidenschaft zum *Leitstern einer flammenden Vernunft*. Seinen *schweren literarischen Arbeiten* liegt *immer kognitives Streben zugrunde*, aber er schreibt- so seine Ausführungen in *Im Spinnennetz der Bücher* - getrieben von seiner Inspiration, in gewisser Weise wohl im Flow, also sehr menschlich:

Es ist nämlich nicht so, dass ich die fertige Skizze im Ganzen im Kopf habe und dann, vor Angst zitternd, ich könnte sie vergessen, so schnell wie möglich niederschreibe. Ich schrieb einfach und ‚es‘ geschah.

Gegenüber der von ihm literarisch gestalteten künstlichen Intelligenz *Golem*, mit der er bis an die Grenze seines menschlichen Denkvermögens gegangen sein will, - und im Gegensatz zu *Kurzweils Traum* zwei Jahrzehnte später - beharrt Lem selbst also ganz entschieden auf seiner Menschlichkeit. Und anders Als Kurzweil hält er *die – materiell nicht auszuschließende – Chance der Unsterblichkeit* für keine verlockende Option: *Nun ja, diese Unsterblichkeit ist doch von so abstoßender Gestalt, dass fast niemand sie haben will*, sagt er im Gespräch über *die Leidenschaft des Philosophierens*.

Lem reflektiert als der *Wissenschafts- und Technologieapostel*, der er ist, kaum, dass die Dynamik, und die darin angelegten Autologiken, der wissenschaftlich-technologischen Entwicklung seiner Zeit nur dann angemessen zu erklären sind, wenn man sozial ganz neue Wechselwirkungen, und wechselseitige Verstärkungen berücksichtigt. Das sind Wechselwirkungen von erstens, alten herrschaftlichen politi-

¹⁶ Das allerdings ist nicht das Thema dieses eher literaturwissenschaftlichen Essays, der mit einigen philosophischen Reflexionen verknüpft ist. Ich bin ihnen zuletzt in meinem Buch *Arbeit und Demokratie* nachgegangen.

schen Interessen und Kämpfen zwischen Staaten, die allerdings nachfeudal nach der veränderten Logik von Nationalitäten gedacht werden, von zweitens entfesselter industriekapitalistischer Wachstumsdynamik und dann drittens von einer erst dadurch in Gang gesetzten und immer weiter forcierter Dynamik der Naturwissenschaften – mit immer engerer Verknüpfung von Grundlagenforschung und interessengeleiteter industrieller Anwendung, wobei der von Lem scharf kritisierte militärisch-industrielle Komplex ganz sichereine herausgehobene Rolle spielt.

Zugrunde allerdings liegt dieser Art von wechselseitiger Verschränkung letztlich ein Moment gesellschaftlicher Entwicklung, das seit dem Neolithikum alle menschlichen Gesellschaften immer stärker geprägt hat. Dieses Moment ist die patriarchal-herrschaftlich geprägte Gestaltung dieses Zivilisationsprozesses, von dem wir seit dem Übergang aus den noch viel stärker naturgebundenen, und in dem Sinne primitiveren, vorherigen Kulturen der Jäger und Sammler sprechen. Es geht um Herrschaftlichkeit in Bezug auf erstens die Beherrschung der Natur, zweitens das Geschlechterverhältnis in den seither immer patriarchalen Gesellschaften und drittens die unterschiedlichen Formen, in denen in den seitherigen Jahrtausenden menschlicher Geschichte zivilisatorische Ordnungen als Über- und Unterordnungen im Verhältnis von Eliten und denen, die sie führen ausgeprägt worden sind – und alles drei immer in der Konkurrenz zu anderen Gesellschaften und Kulturen.

Insofern ist Naturwissenschaft, im Sinne praktisch nützlicher Weiterentwicklungen von Naturbeherrschung immer auch in ganz hohem Maße davon bestimmt worden, darüber größere Machtmittel gegenüber konkurrierenden Herrschaftsgebieten Anderer in die Hand zu bekommen, weshalb Heraklit vom Krieg als dem Vater aller Dinge sprechen konnte. In dieser Perspektive, die zu Zeiten der Systemkonkurrenz nach 1945 das Denken und die Entwicklung der Universalwissenschaft gewordenen Naturwissenschaft prägen – in den militärisch-industriellen Komplexen der Supermächte -, denkt Lem dann auch in hohem Maße über so etwas wie eine *Technologiefalle* nach, in die die Menschheit in der *Höhle ihrer Zivilisation* hineingeraten zu sein scheint. Das erscheint aber nur so lange ziemlich zwingend und überzeugend, wie man das gedankliche Durchdringen wesentlicher bisheriger Strukturierungsmerkmale eines Zivilisationsprozesses nicht auch unter dem *Leitstern einer flammenden Vernunft* zum Arbeitsprogramm macht.

Lem denkt zugleich in kosmischen Dimensionen ausgesprochen evolutionstheoretisch. Der zivilisatorische Prozess wird als Verlängerung von physikalischer und biologischer Evolution gedacht – einerseits völlig zu Recht, denn zweifellos beruht er auf ihr, andererseits aber doch etwas vereinfachend, denn es gibt in dieser nach unserer Kenntnis über Jahrmilliarden verlaufenen Evolution, in der die Menschheitsgeschichte – projiziert man diesen Prozess auf das Modell eines 24-Stunden-Tages - kaum mehr als ein Wimpernschlag ist, eben immer wieder auch qualitativ völlig Neues. Das aber gilt auch für zeitlich so winzig kleine Spanne unserer sozialen Evolution.

Man kann nun sicher argumentieren, dass diese soziale Evolution von bislang so kurzer Dauer ist und auf einem so ungeheuer langen Prozess biologischer Evolution

aufлагert, der sie zutiefst bedingt, dass man – zumal als einzelnes Individuum, das aus dies dem so kurzen letzten Entwicklungsschub hervorgegangen und zugleich noch ganz und gar in ihm befangen ist – unmöglich beurteilen kann, ob aus ihm mit unserer bisherigen Menschwerdung schon etwas stabil Neues hervorgegangen ist. Das Neue ist, in den Worten Helmuth Plessners, des herausragenden Denkers der Philosophischen Anthropologie als einer philosophischen Denkrichtung des 20. Jahrhunderts, *Existenz als eine Form von Leben* auf diesem Planeten. Und wir können nicht wissen ob diese Form von Leben - jedenfalls im Maßstab biologischer Evolution – die Chance auf eine längere Dauerhaftigkeit haben wird.

Lem ist sich dieses Umstands nun wiederum sehr bewusst. Wenn er sagt:

Alles ist in dieser wunderlichen Welt möglich. Obwohl die Möglichkeit, dass die Menschheit durch das Nadelöhr, das sie sich schafft, hindurchgeht, sehr gering ist, und sie wahrscheinlich stranguliert oder in einem Autodafè verbrannt wird, sollte diese Möglichkeit aus unseren Prognosen nicht von vorneherein ausgeschlossen werden.

Aber hier ist dann wieder zu berücksichtigen: Lem hat hier die inneren Logiken wissenschaftlich-technologischer Entwicklungen unter der Voraussetzung gegebener gesellschaftlicher Verhältnisse im Blick – also unter der Voraussetzung nur allzu schnell ideologisch werdender Deutungen und der daraus folgenden Zwänge von Gesellschaften, die eben immer noch *imaginäre Institutionen* sind, wie Cornelius Castoriadis überzeugend nachgewiesen hat.

Um ein vorläufiges Fazit zu ziehen: Die Gespräche zwischen Lem und Beres wurde 1984 erstmals in einer polnischen Zeitschrift abgedruckt – und sie enthalten, zu Beginn des Abschnittes über unser Leben *in der Höhle der Zivilisation*. eine Lagebeschreibung, die zeigt, dass sich in den vierzig Jahren seither kaum etwas substantiell zum Besseren gewendet hat. Ich zitiere einige Sätze Lems:

Ich sehe eine wachsende Destabilisierung im Weltmaßstab. Die versiegenden Bodenschätze werden im Bereich der bestehenden und praktizierten Technologie in erster Linie für die Bedürfnisse der in rasendem Tempo betriebenen Rüstung ausgebeutet. Es besteht die reale Gefahr, dass diese Zivilisation es nicht zustande bringt, keine Investitionsmittel – menschliche und geistige – für den Aufstieg in die nächste technologische Entwicklungsstufe (außerhalb der militärischen) freizumachen. (...) Wir erleben eine globale Destabilisierung, und sie wird noch zusätzlich durch den engstirnigen Egoismus einiger westeuropäischer Staaten verstärkt, die ihre selbst auf militärischer Ebene schon archaische Souveränität erbittert verteidigen. (...) Das ist nur ein Bruchteil viel weiter reichender Erscheinungen.; er zeigt, dass alles Predigen über das Europaparlament und die Europäische Gemeinschaft Illusion ist und alles nur zusammengehalten wird von dem Bewusstsein, einen Gegner zu haben. Im ganzen Westen kann man mit bloßem Auge die Tendenzen eines Niedergangs erkennen. Der Untergang des Abendlandes.

Lem kommt im weiteren Verlauf auch noch auf die ökologischen Herausforderungen zu sprechen, die uns heute vor allem beschäftigen – in gesellschaftspolitischen Aus-

einandersetzungen und zunehmenden wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Debatten um ein mögliches Ende des Anthropozän. Ebenso geht er auf eine in der Zukunft absehbare technologische Arbeitslosigkeit ein. Man stehe schon zu seiner Zeit am Beginn der *Liquidierung des Proletariats*. Zunächst fasst er seine Beobachtungen in Summe wie folgt zusammen:

Hier befinden wir uns bereits an der Kreuzung, wo die Philosophie vom Menschen und eine im weitesten Sinne verstandene Anthropologie mit den vom Menschen herbeigeführten Fortschritten in Wissenschaft und Technik aufeinandertreffen.

Ganz philosophisch spricht er auch hier wieder von *dem* Menschen, nicht von einer sozial weiter im Werden begriffenen Gattung in der wir als einzelne gesellschaftliche Individuen immer nur im Plural vorkommen und als Einzelne wie als Gattung immer nur *Werdende* sind. Allenfalls kommt für Lem mit der Anthropologie vielleicht auch noch eine Wissenschaft vom Menschen ins Spiel, nicht aber eine Wissenschaft von der Gesellschaft, in der die Menschen als immer gesellschaftlich konstituierte Wesen in eins hervorgebracht werden und sich selbst hervorbringen. Und all seine Beobachtungen münden so folgerichtig in seine schopenhauerisch geprägte Weltansicht:

Für mich unterliegt es keinem Zweifel, dass der langfristige Trend der Vertreibung des (!) Menschen aus zahlreichen Lebensnischen bereits begonnen hat und fortschreitet. Wir sehen das nur deshalb nicht, weil wir in die schrecklich tiefe Höhle der Zivilisation gefallen sind, von wo aus man nur die Wände sehen kann. Man weiß tatsächlich nicht, was mit dieser Armee von der Arbeit befreiter Menschen anzufangen ist. Es ist nicht wahr, dass alle Menschen zu schöpferischer Arbeit befähigt sind und man aus jedem den kreativen Funken schlagen kann.

Man sieht: hier sind Lems glänzend informierter Blick auf die Autologiken des wissenschaftlich technischen Fortschritts, sein bei Schopenhauer fundierter Blick auf *den* Menschen – demzufolge ca. 85 Prozent zu anspruchsvollerem Denken schlicht nicht begabt sind – und das Fehlen eines gesellschaftswissenschaftlichen Zugriffs eine Verbindung eingegangen, gegen die er bei einem zutiefst trauervollen und pessimistischen Blick auf unsere Zivilisation allenfalls noch so etwas wie seinen intuitiven Widerspruchsgeist des Schriftstellers ins Spiel bringen kann. Schopenhauer ist zweifellos ein bemerkenswerter Philosoph, der erkenntnistheoretisch in der Tradition idealistischer Philosophie auf der Höhe der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse seiner Zeit gedacht und geschrieben hat. – und er ist dies in Deutschland nicht zuletzt deshalb, weil er gegen eine dort eher schlechte Tradition so zu schreiben verstand, dass er nicht nur oder vorrangig für die *Denker von Gewerbe*, wie Immanuel Kant das formuliert hat, in ihrem Elfenbeinturm gut zu lesen war. Gleichwohl hat Ludwig Marcuse, die *innig-mystischen Untertöne* von Schopenhauers Philosophie mit Recht betont:

Die Historie des Individuums und des Menschengeschlechts sei bei ihm eine sinnlose Serie von Spektakeln. Eine Geschichtsphilosophie gibt es nicht; die Psychologie ist statisch, voranalytisch, Das Individuum ist nicht sein Werdegang sondern die Aufdeckung eines vorgegebenen Seins in

der Zeit. Das klingt heute vorsintflutlich – wie ein Selbstporträt. Hegel sah in seiner Philosophie das Ende des Weges zu ihm hin. Schopenhauer sah in seiner Philosophie zeitlose Wahrheit eines zeitlosen Denkens; zufällig hätten vor ihm Buddha, Eckhart, Platon und Kant dasselbe begriffen – wenn auch nicht in solcher Vollendung.

Die Geschichtsphilosophie wird man über die in diesem Zitat ja anklingende Hegel-Kritik hinaus mit Lem verabschieden, im Übrigen aber Marcuses Einwände ernst nehmen müssen. Sie treffen dann aber auch die Einseitigkeit von Lems Zugriff, als, in den Worten von Beres *Wissenschafts- und Technologieapostel*. Er geht als Schriftsteller mit seiner Weltsicht gestalterisch phantasievoll um und bringt dabei sein umfassendes Wissen in Bezug auf Hauptlinien des wissenschaftlich-technischen Fortschritts überzeugend ins Spiel. Er ist auf diese Weise oft unterhaltsam und regt zum Nachdenken an. Doch die Weise, in der sein grundlegender Pessimismus bezüglich der Perspektiven der Menschheit philosophisch verankert ist, kann nicht überzeugen – und sie überzeugt auch Lem selbst nicht vollständig.

Ein Essay Lems, am Vorabend des Jahrtausendwechsels in der Frankfurter Rundschau veröffentlicht, ist so zum Beispiel vor dem Hintergrund der eben zusammenfassend präsentierten Überlegungen Lems aus dessen Gesprächen um die Mitte der 1980er Jahre einigermaßen überraschend. Sein nüchterner Blick auf, unter anderem, Nanotechnologie, Biomimetik, Bio- und Gentechnologie, Neuroinformatik und künstliche Intelligenz, von denen allen er sich ausdrücklich nicht *die Abschaffung der Armut in großen Teilen dieser Erde* verspricht, ist ohne jede Emphase formuliert. Er betont weiter, dass wir *Erdgeschöpfe* sind, denen *Flüge in den Kosmos (...)* erwiesenermaßen (...) *nicht dienlich* sind, und er schreibt dann zum Schluss:

Jeder noch so kleine Fortschritt enthüllt uns auf jedem Gebiet ein riesiges, bisher unsichtbares Vorfeld unserer Ignoranz. Wir befinden uns zu Beginn eines schwierigen, bedrohlichen und großartigen Weges. Zwischen der Phase erster Schritte und dem Gipfel völlig neuer Technologien erstreckt sich ein Bereich von Schwierigkeiten, Niederlagen und Katastrophen, wie die von Tschernobyl. Tatsache ist, dass der Mensch als Gattung sich selbst nicht nur beherrschen, sondern auch gestalten können wird. Was das jedoch für Früchte tragen wird, werden erst die kommenden Jahrhunderte zeigen.

Das ist im Kern in bemerkenswerter Weise in der Tradition der europäischen Aufklärung formuliert. Die von Denis Diderot im Kontext der Diskussionen der ‚Philosophenfraktion‘ der französischen Aufklärung begonnene Anstrengung, *ein klarsichtiges und gelassenes Erkennen unseres Platzes in der Natur als hochintelligente, emphatisch veranlagte Primaten* zu gewinnen wird hier mit geradezu großer Zuversicht fortgesetzt. Unsere wissenschaftlich-technischen Möglichkeiten, über die Diderot mit seinem monistischen Naturalismus spekuliert – dabei den wissenschaftlichen Kenntnissen seiner Zeit in seinem philosophischen Denken weit voraus – werden bei Diderot wie bei Lem als ein *epistemisches Projekt* begriffen, das für uns Menschen *in seinem Ursprung und in seiner Struktur durchschaubar ist*. Alexander Becker hat in seinem

Nachwort zu Diderots philosophischen Schriften die Aktualität dieses Autors nachdrücklich hervorgehoben.¹⁷

Lems an der Jahrtausendwende formulierte Zuversicht allerdings, dass *der Mensch als Gattung sich selbst nicht nur beherrschen, sondern auch gestalten können wird* (*Hervorhebung H. M.*), überrascht doch sehr im Kontrast zu den Aussagen, die er Mitte der 1980er Jahre in seinen Gesprächen mit Stanislaw Beres gemacht hat. Zwar hat man damit noch längst keinen Grund für großen Optimismus. Der wäre in der Lage, der wir uns heute angesichts multipler Krisenentwicklungen im Ergebnis von weiterhin losgelassenen Autologiken unserer zivilisatorischen Entwicklung gegenübersehen, wohl auch eher ruchlos. Aber immerhin bringen diese Formulierungen Lems doch zum Ausdruck, dass es einige Gründe für eine ungebrochene Zuversicht geben muss, die der große Misanthrop in seinen früheren Gesprächen wohl außer Acht gelassen zu haben scheint.

5. Schlussbemerkung

Das schriftstellerische und technikwissenschaftliche Werk Stanislaw Lems, und ebenso sein dahinter stehendes philosophisches Denken, sind zweifellos eindrucksvoll, auch wenn die von ihm – gleichsam gegen Schopenhauer – festgehaltene Sehnsucht nach dem Absoluten sein Werk für manchen schwerer zugänglich macht – so auch für mich. Es gilt aber zu beachten, dass Lem als Mensch eben widersprüchlich ist, wie wir alle. Er ist ein pessimistischer Misanthrop, zugleich ein leidenschaftlicher Verfechter der Vernunft und als Mensch eben einer, der sich die Forderung seiner eigenen literarischen Figur *Golem* nicht zu eigen machen kann, dass wir im Interesse eines von allem menschlichen Leidenschaften, und auch Werten - gelösten, vernunftbestimmten freien Denkens unser Menschsein hinter uns lassen sollten. In dem Gespräch über *Golem* betont er das ganz ausdrücklich.

Zu fragen bleibt aber, wie dieser tief pessimistische und zugleich doch merkwürdig zuversichtliche, also widersprüchliche Lem aus heutiger Sicht zu beurteilen ist. Das führt zunächst zu der weiteren Frage: wie berechtigt seine pessimistischen Prognosen aus der Zeit vor bald vierzig Jahren aus heutiger Sicht sind. Denkt man an die weiter fortschreitende Klimakrise und die aktuellen, wissenschaftlich sehr wohl begründeten Debatten über das mögliche Ende des Anthropozän, könnte man meinen: nur allzu sehr. Die aktuelle Corona-Pandemie kann einem da geradezu als ein Brennspiegel erscheinen, unter dem die nach wie vor weiter fortschreitenden multiplen Krisenentwicklungen unserer Zeit nicht nur besonders klar sichtbar werden, sondern gerade zunehmend in sozialen Konflikten auflodern.¹⁸ Für Lems um die Mitte

¹⁷ Vgl. in diesem Zusammenhang auch meinen Aufsatz (Martens 2014) über „Denis Diderot und das vergessene Erbe der Aufklärung. Die radikale Aufklärung als Inspiration und Warnung angesichts der Träume der westlichen Zivilisation“.

¹⁸ Siehe dazu meinen Essay -und in pointierterer Form meinen Aufsatz - *Krise und ‚Normalität‘ – Die Corona-Krise als Störung des ‚Weiter-so‘ oder als Impuls neu und anders zu denken* (Martens 2020).

der 1980er Jahre geäußerte Vermutung, dass die Möglichkeit, *dass die Menschheit durch das Nadelöhr, das sie sich schafft, selbst hindurchgeht, sehr gering* sei, lassen sich also Gründe anführen. Aber, wie ich gezeigt habe: der Interpretationsrahmen, von dem der *Technikapostel* Lem dabei ausgeht, ist zu eng. Es fehlt die gesellschaftswissenschaftliche Fundierung. Wir sind nicht in einer *Höhle der Zivilisation*, vielmehr Teil eines uns übergreifenden Zivilisationsprozesses, den wir zunehmend besser verstehen können. Dieser evolutionäre Prozess ist zur Zukunft hin offen, und wir sind in ihm befangen. Dass er, unzureichend begriffen ‚so weiter‘ gehen könnte, wäre *die Katastrophe*. Dazu, dass wir ihn menschlicher gestalten können, haben wir Chancen.

Doch es gilt auch: Lems gegen das Elend dieser Welt bewahrte Sehnsucht nach dem Absoluten weist keinen Ausweg. Und ihm selbst ist ja bewusst, dass es für diese Sehnsucht, die er in seinen großen Romanen wiederholt gestaltet hat, kaum Handhaben gibt. Sie ist es, die als prägendes Motiv die beiden Romane durchzieht, auf die ich in meinem Essay näher eingegangen bin – und die mir *Solaris* und *Golem* am Ende schwer zugänglich machen. Aber gegen seinen pessimistischen Blick auf unsere Welt – einmal kafkaesk gestaltet, ein anderes Mal von der Sehnsucht ‚durchzogen‘ dass es hinter unserer geschichtlichen und vergänglichen Welt doch das ganz Andere von etwas Absolutem geben könnte – lässt sich im Blick auf die Herausforderung sie immerhin ein wenig menschlicher zu gestalten, immer noch die Möglichkeit des *Wunders der Politik* behaupten, von der Arendt spricht. Literarisch finde ich ein in irdisch-menschlicher Leidenschaft gestaltetes Festhalten an solcher Hoffnung allerdings eher bei anderen Schriftstellern als Lem – so zum Beispiel, um einen gegenwartsnahen Autor zu nennen, bei Albert Camus.

Was wir uns heute jedoch sehr wohl klar machen sollten, ist die schier ausweglose Lage in die wir geraten sind. Die ebenfalls philosophisch fundierte Denkerin und Politikwissenschaftlerin Arendt verwendet diese Formulierung bereits in den 1950er Jahren. Allerdings tut sie das zu ihrer Zeit im Hinblick darauf, dass unser demokratisches Projekt der Moderne noch nicht die institutionellen Formen gefunden hat, in denen Demokratie von einer Herrschafts- zu einer Lebensform werden könnte – und in der Sorge, dass der bis dahin gewonnene Raum des Politischen wieder verloren gehen könnte. Der *Technikapostel* Lem hat – vor dem, Hintergrund der persönlich schrecklichen Erfahrung des zweiten Weltkriegs im nationalsozialistisch besetzten Polen und dann des kalten Krieges – angesichts der inneren Logik der weiteren Technikentwicklung vor allem die Risiken der kriegerischen Zerstörung vor Augen. Im *Golem*, wie auch in den *Memoiren aus der Badewanne* klingt ja jeweils an, dass eine an militärischen Zielsetzungen ausgerichtete Technikentwicklung in den Untergang führen muss. Daneben sieht er aber sicherlich auch das ökologische Zerstörungspotenzial unserer herrschaftlich geprägten Technikentwicklung.

Heute gilt schließlich: Nur wenn wir die gegenwärtigen Krisenentwicklungen nicht nur hinreichend nüchtern einschätzen, sondern zugleich auch multidisziplinär aus sehr unterschiedlichen natur- und gesellschaftswissenschaftlichen Perspektiven heraus

angehen, verschaffen wir uns die Möglichkeit, über realistische Möglichkeiten nachzudenken, die wir uns eröffnen könnten. Die wären dann allerdings nicht nur auf eine breiter ansetzende, also auch gesellschaftstheoretisch begründete Perspektive auf unsere menschliche Lebenswelt als das *das menschliche Kunstwerk* zu stützen, von dem ebenfalls Arendt spricht. Sie müssten wohl vor allem auch, auch damit ist an Arendt anzuknüpfen, von der Liebe zu dieser unserer menschengemachten Lebenswelt mit ihren natürlichen Grundlagen bestimmt sein. Träume vom und Sehnsüchte nach dem Absoluten mag es weiterhin geben. Die großen Weltreligionen zeugen davon und werden dies vermutlich noch lange tun. Doch das, worum es gehen müsste, wäre – in den Worten Michel Foucaults –

durch die historische Analyse das, was als wahr gilt, in seiner Selbstverständlichkeit aufzubrechen, um den Menschen zu Befreien und ihn zu ermutigen, sich zu einer ‚Denkweise‘ vorzuwagen, die bisher unserer Kultur unbekannt ist.

Allerdings gilt auch hier wieder: *der* Mensch, das ist eine im philosophischen Denken nur allzu gebräuchliche Abstraktion. Es gibt uns immer nur im Plural als durch unsere Praxis konstituierte gesellschaftliche Individuen. Wozu wir uns machen müssten, sind zusammen Handelnde, die ihr (Zusammen)Handeln im Raum der Politik als einem Raum der Freiheit darauf gründen, dass sie das Denken dem politischen Handeln vorausgehen lassen.

Verwendete Literatur

- Arendt, H. (1979): Vom Leben des Geistes. Das Denken. Das Wollen, München
- (2003): Denktagebuch (Hgg. Von U. Ludz u. I. Nordmann), 2 Bände, München-Zürich (Erstauflage 2002)
- Becker, A. (2013): Diderot und das Experiment des Naturalismus, in: Denis Diderot, philosophische Schriften, Berlin, S. 205-269
- Camus, A. (1954): Hochzeit des Lichts. Impressionen am Rande der Wüste, Zürich
- (1957): Heimkehr nach Tipasa. Mittelmeer –Essays. Aus dem Französischen von Monique Lang, Zürich
 - (2003): Der Mensch in der Revolte, Reinbek bei Hamburg (25. Auflage)
 - (2011): Der Mythos des Sisyphos, Reinbek bei Hamburg (13. Auflage in Neuübersetzung)
- Elias, N. (1969/80): Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 7. Auflage, Frankfurt am Main
- Enzensberger, H. M. (2002): Die Elixiere der Wissenschaft. Seitenblicke in Poesie und Prosa, Frankfurt am Main
- Foucault, M. (1974): Die Ordnung der Dinge, Frankfurt am Main
- Geier, M. (1981): Stanislaw Lems phantastischer Ozean, in: Berthel, W. (Hg.): Über Stanislaw Lem, Frankfurt, S.96-163
- Gruen, A. (2015): Wie Frieden? In: Käßmann, M. Wecker, K. (Hg.) (2015): Entrüstet Euch! Warum Pazifismus für uns das Gebot der Stunde bleibt. Texte zum Frieden, Gütersloh, S. 114. 128
- Habermas, J. (2013): Bohrungen an der Quelle des objektiven Geistes, Hegelpreis für Michael Tomasello, in: ders. (2013): Im Sog der Technokratie, Berlin S. 166-173
- Herburger, G. (1981): Vom Sterben. Stanislaw Lems erster Roman *Das Hospital der Verklärung*, in Berthel, W. (Hg.): Über Stanislaw Lem, Frankfurt, S.183-187
- Jarzebski, J. (1981): Stanislaw Lem – Rationalist und Sensualist, in: Berthel, W. (Hg.): Über Stanislaw Lem, Frankfurt, S. 7-37
- Kurzweil R. (1999): Homo sapiens. Leben im 21. Jahrhundert. Was bleibt vom Menschen? Köln
- Lem, S. (1974): Solaris, Frankfurt am Main
- (1984): Also sprach Golem, Frankfurt am Main
 - (1989): Memoiren in der Badewanne. Der Schnupfen. Zwei Drehbücher von Jan Jozef Szczepanski, Frankfurt am Main
 - (1989) Nicht ganz verlorene Zeit, in: Lem. Lem über Lem – Stanislaw Lem . Stanislaw Beres. Gespräche, Frankfurt am Main, S. 7-51
 - (1989):Diesmal nur über ‚Golem‘, in: Lem. Lem über Lem – Stanislaw Lem . Stanislaw Beres. Gespräche, Frankfurt am Main, S. 115-143
 - (1989): In der Höhle der Zivilisation, in: Lem. Lem über Lem – Stanislaw Lem . Stanislaw Beres. Gespräche, Frankfurt am Main, S.235-289
 - (1989): Die Welt erklären, in: Lem über Lem – Stanislaw Lem . Stanislaw Beres. Gespräche, Frankfurt am Main, S.291-320
 - (1989): Die Leidenschaft des Philosophierens, in: Lem. Lem über Lem – Stanislaw Lem . Stanislaw Beres. Gespräche, Frankfurt am Main, S. 321-386
 - (1989) Die Welt erklären, in: Lem. Lem über Lem – Stanislaw Lem . Stanislaw Beres. Gespräche, Frankfurt am Main, S.291-320
 - (1997): Das Hospital der Verklärung, Frankfurt am Main
 - (1999): Jeder Fortschritt enthüllt unsere Ignoranz. Prognosen über die Zukunft der Menschheit zu Beginn des 3. Jahrtausends der Zeitrechnung, Frankfurter Rundschau, 31. 12. 1999
- Lenz, S.(1981): Schweijk als Weltraumfahrer. Über das Vergnügen Stanislaw Lem zu lesen, in: Berthel, W. (Hg.): Über Stanislaw Lem, Frankfurt, S.188-192
- Mann, T. (1981). Schopenhauer, in: Haffmans, G. (Hg.): Über Arthur Schopenhauer, Zürich, S. 87-132

- Martens, H. (2001/14): Kurzweils Traum, www.drhelmutmartens.de
- (2014) Denis Diderot und das vergessene Erbe der Aufklärung. Die radikale Aufklärung als Inspiration und Warnung angesichts der Träume der westlichen Zivilisation, www.drhelmutmartens.de
 - (2015): „Die Elixiere der Wissenschaft“ – Reflexionen über wissenschaftlichen und sozialen Fortschritt. www.drhelmutmartens.de (Texte zum Download. Essays)
 - (2016/18): „Friedrich Nietzsche: postmoderne Aufgabe der emanzipatorischen Perspektive der Aufklärung - neue Herausforderung zu ihr“, www.drhelmutmartens.de
 - (2020): Albert Camus als philosophischer Literat, www.drhelmutmartens.de
 - (2020): Arbeit und Demokratie. Die Demokratisierung von Arbeit und Wirtschaft nicht nur praktisch-politisch sondern auch philosophisch neu denken, Dortmund
 - (2020): Die Corona-Krise als Störung des ‚Weiter-so‘, in: Sozialismus, Heft 10/2020, S. 57-62
 - (2020): Krise und ‚Normalität‘ – Die Corona-Krise als Störung des ‚Weiter-so‘ oder als Impuls neu und anders zu denken – ein Essay, www.drhelmutmartens.de
- Marcuse, L. (1981): Das Gespräch ohne Schopenhauer, in: Haffmans, G. (Hg.): Über Arthur Schopenhauer, Zürich, S. 133- 144
- Nietzsche, F. (1981): Schopenhauer als Erzieher, in: Haffmans, G. (Hg.): Über Arthur Schopenhauer, Zürich, S. 9-86
- Plessner, H. (1983): Der Aussagewert der Philosophischen Anthropologie, in: Gesammelte Schriften VIII, Frankfurt am Main (1983), S. 380-399
- Rottensteiner, F. (1981): Der dialektische Weise aus Krakau, in: Berthel, W. (Hg.): Über Stanislaw Lem, Frankfurt, S. 109-209
- Safranski, R. (2000): Friedrich Nietzsche. Eine Biographie seines Denkens, München
- Szczepanski, J. J. (1981): Erstaunlicher Stanislaw Lem, in: Berthel, W. (Hg.): Über Stanislaw Lem, Frankfurt, S. 38-40
- Tomasello, M. (2020): Mensch werden. Eine Theorie der Ontogenese, Berlin